

Dirk Schindelbeck

Der Bau der Mauer vor 50 Jahren – „Bauwerk der Unmenschlichkeit“ versus „antifaschistischer Schutzwall“



Der Bau der Berliner Mauer ab dem 13. August 1961 zementierte nicht nur die deutsche Teilung für die folgenden 28 Jahre, er beschwor auch die letzte große Propagandaschlacht zwischen den ideologisch verfeindeten Gesellschaftssystemen herauf. Von der einen Seite als „Mauer der Schande“ oder „Bauwerk der Unmenschlichkeit“ gebrandmarkt, wurde sie von der anderen als „antiimperialistischer bzw. antifaschistischer Schutzwall“ gepriesen. So unterschiedlich wie die Kommunikationsziele der jeweiligen Sender fielen die Strategien ihrer Umsetzung aus: Der Westen setzte auf menschlich ergreifende Bilder, die sich bis heute im kollektiven Gedächtnis abgespeichert haben. Der Osten hatte dem nur Sprachregelungen und Ideologie entgegenzusetzen. Der folgende Text versucht vor dem Hintergrund dieses epochalen Ereignisses die jeweiligen Legitimierungs- und Delegitimierungsstrategien herauszuarbeiten. Die zehn Untertexte in den Kästen ermöglichen intensivere Auseinandersetzungen mit Teilaspekten dieser entscheidenden Phase der deutsch-deutschen Geschichte.

Aus seiner Sicht hatte Ronald Reagan bei seinem Besuch in der Bundesrepublik Deutschland 1985 nachvollziehbare Gründe, nicht nur mit Bundeskanzler Helmut Kohl zusammenzutreffen, sondern auch mit Conrad Schumann. Wie Reagan selbst, der in früheren Jahren Hollywood-Schauspieler gewesen war, war ja auch Conrad Schumann in der westlichen Welt seit Jahrzehnten ein Medienstar. Im Gegensatz zum US-Präsidenten war er dies allerdings ungewollt geworden: Conrad Schumann war der Held des berühmtesten Bildes des Kalten Krieges: jener Grenzsoldat, der am 15. August 1961 mit einem kühnen Sprung über den Stacheldraht in den Westen geflohen war.

1) Die „unzuverlässigste Armee der Welt“

Conrad Schumann war der erste DDR-Grenzer, der die sich ihm bietende Chance, an „vorderster Front“ an der entstehenden Mauer Dienst tun zu müssen, zur Republikflucht nutzte. Dies gelang nach ihm allein in Berlin zwischen 1961 und 1989 noch weiteren 573 Soldaten, ebenso wie 4500 Zivilisten. Acht DDR-Grenzer wurden bei Zwischenfällen getötet, entweder von flüchtenden Kameraden, von Fluchthelfern oder von Westberliner Polizisten, die das Gegenfeuer eröffneten, um Flüchtenden Deckung zu geben. Mehr als 130 Flüchtlinge kamen an der Berliner Mauer zu Tode.



Das weltberühmte Foto als Titelbild eines Romans (Das Original-Negativ im Hamburger Staatsarchiv wird wie eine Reliquie aufbewahrt)

Rainer Hildebrandt, Gründer des Grenz museums „Haus am Checkpoint Charly“ bezeichnete die DDR-Grenztruppen einmal als die „unzuverlässigste Armee der Welt“. Vor allem gegenüber Mannschaftsdienstgraden war das Misstrauen des Regimes begründet und tief. Zur Grenzsicherung eingeteilt, wussten diese bis kurz vor Dienstantritt nie, wer mit wem Posten zu stehen oder auf Streife zu gehen hatte. Es sollten sich auf keinen Fall Freundschaften bilden, die in erfolgreiche Fluchten hätten münden können. Auch wusste niemand, ob der mit ihm Dienstuende nicht ein Stasi-Spitzel war, mit dem Auftrag, solche Vorhaben frühzeitig aufzudecken. Mehr Verlass war auf die Offiziere, deren Treue sich das Regime durch diverse Vergünstigungen und Privilegien erkaufte.

(Quelle: Hans Hermann Hertle: Die Berliner Mauer/The Berlin Wall. Monument des Kalten Krieges, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009)

Noch während Stacheldraht und Mauer wuchsen, wurde es „das Foto“ schlechthin, wengleich es damals eine ganze Reihe von Bildern gab, welche die Dramatik der Ereignisse ähnlich eindrucksvoll dokumentierten. Man denke nur an die sich gegenüber stehenden sowjetischen und us-amerikanischen Panzer, an aus dem Fenster springende oder sich mittels Bettlaken abseilende Menschen in der Bernauer Straße, an zugemauerte S-Bahn-Stationen oder an jenen 9-jährigen Schüler, der auf seinem täglichen Schulweg aus einer Enklave 1 km vom Stadtrand Westberlins von einem britischen Schützenpanzerwagen eskortiert wurde.

Kein Foto jedoch transportierte überzeugender Ideologie und Selbstverständnis des Westens als Conrad Schumanns „Sprung in die Freiheit“, keins führte das Ulbricht-Regime zugleich entlarvender vor. Selbst der gemeine Soldat – so seine Botschaft –, per Fahneid zum Dienst auf seinen Staat eingeschworen und verpflichtet, ein Garant seines Bestehens zu sein, erträgt diese Anordnungen seiner Befehlshaber nicht. Er handelt spontan und unter Lebensgefahr. Dass er noch im Sprung den Stacheldraht des verhassten Systems niedertritt, hätte kein Regisseur glaubwürdiger inszenieren können. Und weil das Foto, schon am 16. August in der Bild-Zeitung

Je höher die Mauer wächst, desto größer werden die Anstrengungen der Menschen im Westen, wenigstens Sichtkontakt mit ihren Freunden und Verwandten im Osten zu halten.



13. August 1961. Info-Kassette des Berliner Senats für die Erwachsenenbildung, Berlin 1962

veröffentlicht, selbst so schnell Starcharakter bekam, wurde es für seinen Fotografen Peter Leibing eine zweischneidige Sache: Einerseits verschaffte es ihm noch Jahrzehnte später so manches Zubrot, andererseits eine juristische Auseinandersetzung um seine Urheberschaft – ein Kollege, der neben ihm stand, wollte es aufgenommen haben.

2) Wie die Bildikone „Mauerspringer“ entstand

Als neunzehnjähriger Volontär flog der Fotograf Peter Leibing (1941-2008) im Auftrag der Hamburger Bildagentur Contipress am 14. August nach Berlin. Er sollte die Absperrungsmaßnahmen dokumentieren. Dort angekommen hörte er, dass es am nächsten Tag an der Bernauer Straße „wohl spannend“ werden könnte: schließlich bildete die Front der Häuserzeile hier zugleich die Sektorengrenze, was sich schon bald in dramatischen Fluchten aus Fenstern der oberen Stockwerke bewahrheitete. Leibing baute seine Kamera auf, stellte sein Objektiv auf die Stacheldrahtkrone vor ihm scharf und wartete. Gegenüber patrouillierten Volksarmisten. Einer rauchte besonders nervös, was manchem Beobachter auf der Westseite auffiel, sodass er sich fragte: „Springt der wohl?“ Gegen 16 Uhr entfernten sich dessen Kameraden ein wenig in eine Seitenstraße. Der Volksarmist war für einige Augenblicke allein – und nutzte die Gelegenheit für seinen „Sprung in die Freiheit“. Exakt diesen Augenblick hielt Peter Leibing im Bild fest. Als Sportfotograf hatte er Erfahrungen beim Springreiten sammeln können und wusste, in welchem Sekundenbruchteil er den Auslöseknopf betätigen musste, sodass z.B. ein springendes Pferd exakt über einem Hindernis zu



17. Juli 1962: Bei einem Fluchtversuch wird der 17-jährige Arbeiter Peter Fechter angeschossen und verblutet qualvoll an der Mauer. Volksarmisten tragen seine Leiche fort.

Es geschah an der Mauer, Katalog zur Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft 13. August, Berlin 1992, S. 54

stehen kam. So entstand das perfekte Bild der „Mauerspringer“ zu einem Zeitpunkt, als es im Grunde noch gar keine Mauer gab. Gleichwohl wurde es weltberühmt und wird noch heute als Motiv einer ganzen Souvenir-Industrie weidlich ausgeschlachtet.

(Quelle: Interview mit Peter Leibing, Junge Freiheit, 10. August 2001)

Eines aber konnte diese auf so spektakuläre Weise geglückte Flucht über die Mauer gerade nicht wiedergeben: das ganze Ausmaß des Leidens an ihr. Das vermochten nur Fotos gescheiterter Fluchtversuche, welche die Opfer von Schießbefehl und Todesstreifen zeigten und damit immer zugleich Anklage erhoben. Schon in den Tagen ihrer Errichtung waren Menschen an der Mauer zu Tode gekommen, innerhalb eines Jahres etwa 30 Personen. Doch waren viele der Opfer unbekannt, die Umstände ihrer Flucht unklar oder schlecht dokumentiert. Da starb am 17. August 1962 – über ein Jahr nach ihrer Errichtung – der Bauarbeiter Peter Fechter. Von Kugeln getroffen blieb er im Mauerschatten liegen und verblutete, obwohl man ihm von Ostseite aus hätte helfen können. Vom Westen aus hielten Kameraaugen sein Sterben in allen Phasen fest, das Verhalten der Grenzer, den Abtransport der Leiche.

3) Peter Fechter – Bilder als Anklage

Nichts symbolisierten Barbarei und Unrecht an der Mauer sinnfälliger als die Bilder vom Sterben des blutjungen Peter Fechter. Dass der Weltöffentlichkeit erstmals ein Stück der Ostseite der Mauer gezeigt wurde und erstmals auch die Ver-

antwortlichen für einen Mauertoten mit im Bild waren, machte diese Bilder zu Kronzeugen der Anklage. In einem aufschlussreichen Aufsatz hat Christoph Hamann ihre verborgene Symbolhaftigkeit herausgearbeitet. Weil ähnliche Bildmuster tief in unserem kollektiven Gedächtnis abgespeichert sind, ergreifen sie uns so sehr. Hamann verweist auf jahrhundertealte Traditionen in der christlichen Ikonographie, wie sie im Motiv der Kreuzabnahme und Grablegung Christi immer wieder gestaltet worden sind, etwa bei Dürer, Rubens, Raffael, Rembrandt, Böcklin und vielen anderen: „Bei dem Fechter-Foto nehmen die beiden Uniformierten links und rechts vorne die Position der Assistenzfiguren ein. Auch deren Körperhaltung entspricht in einem wichtigen Punkt dem Motiv der Kreuzabnahme. Mit den Armen unterstützen die Grenzsoldaten den Abtransport Fechters. Dessen Kopf ist von einer Korona aus Händen umgeben... Wenn man die (natürlich nicht komplett stimmige) kompositorische Analogiebildung in eine Interpretation überführt, liegt folgende Überlegung nahe: Jesus Christus ist am Kreuz für die religiöse Erlösung der Menschen gestorben. Weil er die Sünden der Menschen auf sich genommen hat, kommen diese Gott näher. Peter Fechters Tod dagegen steht stellvertretend für alle, die die innerweltliche Erlösung in der politischen Freiheit suchen...“

(Quelle: Christoph Hamann: Schnappschuss und Ikone. Das Foto von Peter Fechters Fluchtversuch 1962, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 2 (2005), H. 2).

Erst mit Peter Fechter fand Mauerheld Schumann sein tragisches Gegenstück, erst Fechter wurde „das“ Maueropfer schlechthin, erst beide zusammen dokumentierten fortan die Spannweite menschlicher Schicksale am „Bauwerk der Unmenschlichkeit“. Natürlich immer vor dem Hintergrund der Metalkone „Stacheldraht“. Dieses Zeichen konnte weltweit von niemandem missdeutet werden: Unabhängig von Lebensalter, Bildungsgrad und Kultursystem war „Stacheldraht“ das Äquivalent für Willkürherrschaft, Menschenverachtung, Gefängnis oder gar Konzentrationslager. Wo immer nach dem 13. August – ob in Wochenschau, Fernsehen, Zeitung oder Broschüre – Bil-



Stacheldraht um Berlin. Text-Bild-Band von Arno Scholz über den Mauerbau, Berlin 1961

der der Grenze durch Berlin gezeigt wurden, das Zeichen „Stacheldraht“ durfte nicht fehlen.

Es verwundert nicht, dass mit dem Bau der Mauer auch mancher „Zeremonienmeister“ dieser das Ulbricht-Regime so delegitimierenden Bilder auf den Plan trat. Schon in den fünfziger Jahren hatten sie sich als Spezialisten für ähnliche Aufgaben (oft im Auftrag eines Bundesministeriums) einen Namen gemacht – und antikomunistische Propaganda betrieben. So fand etwa der Schriftsteller Rainer Hildebrandt, der einst Ende der vierziger Jahre die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU) gegründet hatte, im Bau der Mauer das Thema seines Lebens. In seiner „Arbeitsgemeinschaft 13. August“ sowie im späteren „Haus am Checkpoint Charlie“ entstanden Institutionen, die das Unrecht an der Mauer durch Ausstellungen im öffentlichen Bewusstsein auf Jahre hinaus verankerten und lebendig hielten.

4) Vom KZ-Vergleich zur Deeskalationsstrategie

Zu den häufigsten Motiven der Propaganda während des Mauerbaus gehörte es, das jeweils andere System in die Nähe von Nationalsozialismus und KZ zu rücken und so ins Unrecht zu setzen. Auch wenn Stacheldraht und Mauerbau gerade jetzt jedermann deutlich vor Augen führten, dass hier so etwas wie ein „Ulbricht-KZ“ errichtet wurde, ließ doch selbst in dieser Phase das DDR-Regime nicht davon ab, seinerseits den KZ-Vergleich zur Delegitimierung bundesdeutscher Politik(er) zu bemühen. Schließlich war die Gleichsetzung „Adenauer ist (der neue) Hitler“ seit Jahren ein Grundpfeiler seiner Propaganda, um die vermeintliche Kriegslüsterheit Bonns bloßzustellen. Die Glaubwürdigkeit des KZ-Vergleichs ausgerechnet im Munde der DDR-Propaganda war (nach außen) allerdings begrenzt, schon weil sie darauf angewiesen blieb, stets eine Gedankenbrücke zur Vergangenheit schlagen und aus dem Konjunktiv „was wäre passiert, wenn“ heraus zu argumentieren. Getreu dieser Logik seien es auch 1961 noch dieselben, die seinerzeit Hitlers mörderischen Vernichtungskrieg mitgetragen und die KZ mitgebaut hätten (z. B. Adenauers Generale), die heute geheime Kriegspläne gegen die DDR in der Schublade hätten – was allein durch die Friedenstat des Mauerbaus verhindert worden sei...

Bemerkenswert ist, dass auf der Westseite dagegen schon bald eine Deeskalationsstrategie in der Bildpolitik einsetzte. Dies lässt sich anhand der Kataloge des Mauer museums „Haus am Checkpoint Charly“ belegen, in denen die Verteufelung des SED-Regimes bald nur noch eine untergeordnete Rolle spielte. Allzu

brutale Aufnahmen von Maueropfern, die durchaus zur Verfügung standen, werden in späteren Auflagen nicht mehr gezeigt – stellvertretend für sie alle muss spätestens ab 1967 der Tod Peter Fechtens genügen. Diese Politik ist vor allem dem Museumsgründer Rainer Hildebrandt (1914 – 2004) zu danken, der sich zunehmend auch mit der seelischen Not der DDR-Grenzsoldaten beschäftigte und mit seinem Projekt „Durchschaut die Uniform“ darauf hinwirkte, keine unnötigen Aggressionen zu schüren, die womöglich zu Provokationen von Grenzsoldaten und zu einer Zunahme gezielter Todesschüsse auf Flüchtlinge geführt hätten.

(Quelle: Es geschah an der Mauer. Ausstellungskatalog des Hauses am Checkpoint Charly, Berlin 1966 ff.; Lektüreempfehlung: Kontrollpunkt Kohlhasenbrück. Die Geschichte der Grenzkompanie des Ringes um West-Berlin, Bonn Bad Godesberg 1963, von Hildebrandt verfasst)

Die weltweit verbreiteten Bilder insistierten auf ihrem dokumentarischen Charakter; sie machten glauben, dass sie nicht lügen. Entgegen kam ihnen, dass der Betrachter meist nicht über die Mittel verfügte, eine verborgene propagandistische Absicht zu erkennen. Ein Wort oder eine Parole hingegen reizten schon, gerade ausgesprochen, zum Widerspruch. Schließlich weiß jedermann, dass ein Wort immer einen Sprecher, einen Absender hat, eine Meinung, einen Standpunkt vertritt und nicht objektiv sein kann. Bilder kommen einher wie die Zeugen eines Ereignisses, Worte höchstens wie dessen Deutung.

Der aufrüttelnden Macht der westlichen Bildbotschaften mit ihrer authentischen Präsentation von Mauerhelden und -opfern hatte die DDR in ihren Propagandaanstrengungen nichts Vergleichbares entgegenzusetzen. Allein schon die Mauer zu zeigen verbot sich, und so verlegte sich ihre Führung von Anfang an darauf, sie zu begründen und zu erklären – mit dem ständigen Verweis auf deren angebliche Verursacher in der Bundesrepublik: „Kriegstreiber“, „Militaristen“, „Imperialisten“, „Revanchisten“, „Ultras“ oder „Menschenhändler“. All diese Formeln waren abstrakt und pauschal – wie die Mauer selbst in dieser Rhetorik nur eine „Maßnahme“ war. Schon von daher war die Reichweite ihrer Propaganda vor allem nach außen begrenzt.



Volker Koop: Armee oder Freizeitclub? Die Kampfgruppen der Arbeiterklasse in der DDR / Volker Koop, Bonn 1997, S. 351.

Original-Bildunterschrift Ost: „Die Kämpfer aus unseren VEB und staatlichen Institutionen auf der westlichen Seite des Brandenburger Tores schützen unsere Grenzen. Die Beschlüsse von Partei und Regierung werden konsequent durchgeführt. Alle Kraft in den Dienst des Friedens.“ Das Bild wurde später gesperrt, da alle abgebildeten „Kämpfer“ in den Westen flüchteten.

5) Helden für den Hausgebrauch: „Betriebskampfgruppen der Arbeiterklasse“

Der Aufstand des 17. Juni 1953 hatte die SED-Führung seinerzeit unvorbereitet getroffen. Das Regime tat in der Folgezeit alles, um von solch überraschenden Vorkommnissen nicht noch einmal ereilt zu werden. Ein Element in einer auf die Zukunft ausgerichteten (Macht-)Politik war der seither zügige Ausbau der „Betriebskampfgruppen der Arbeiterklasse“. Beim Mauerbau 1961 sollten diese Einheiten an entscheidender Stelle mitwirken und vor allem zum unverzichtbaren Element der Propaganda nach innen werden. Auf den wenigen Bildern, auf denen der DDR-Bevölkerung die Grenzsicherungsmaßnahmen vom 13. August gezeigt wurden (nie die Mauer selbst!), waren denn auch ausschließlich Angehörige der Betriebskampfgruppen zu sehen, niemals reguläre, mit Stahlhelm bewehrte Einheiten der NVA oder der Volkspolizei. Dies entsprach propagandistischem Kalkül: Es sollte beweisen, dass es ja die Arbeiterklasse selbst gewesen war, welche die Absperrungsmaßnahmen durchgeführt und den „antifaschistischen Schutzwall“ gewissermaßen mit ihrer eigenen Leibern errichtet hatte.

Gegenüber der Weltöffentlichkeit konnte dieser Legitimierungsversuch nicht verfangen: gleich ob nun NVA, Volkspolizei oder „Kampfgruppen der Arbeiter-

klasse“ an der Sektorengrenze standen, sie waren allesamt uniformiert und mit Kalaschnikows bewaffnet, somit aus westlicher Sicht allesamt auch nichts als Erfüllungsgehilfen des SED-Regimes.

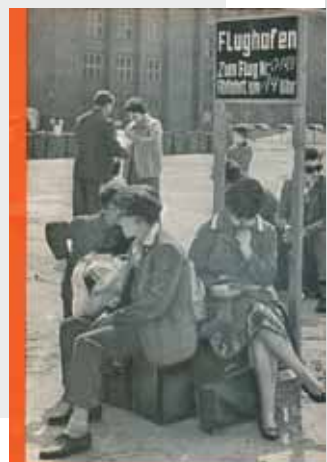
(Quellen: Volker Koop: *Armee oder Freizeitclub? Die Kampfgruppen der Arbeiterklasse in der DDR*, Bonn 1997; Elena Demke: *Mauerbilder – Ikonen im Kalten Krieg*, in: *Bilder im Kopf. Ikonen der Zeitgeschichte. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn, Köln 2009)

Gleichwohl lassen sich aus der Sicht der DDR-Führung nachvollziehbare Gründe benennen, die sie zu ihrer brutalen Handlungsweise bewogen. Und sie waren von tragischen Zügen nicht einmal frei. Als sozialistisches System musste die DDR-Regierung ein vitales Interesse daran haben, das Land nicht ausbluten zu lassen. Der Ernst der Lage spiegelte sich natürlich am deutlichsten in den Flüchtlingszahlen wider. Sie waren im Sommer 1961 wieder stark angestiegen, nachdem sie in den späten fünfziger Jahren eine deutliche Tendenz nach unten gezeigt hatten und 1959 mit weniger als 150.000 Personen den niedrigsten Stand in der Nachkriegszeit erreicht hatten.

6) Massenfluchten und ihre Motive

Bis zum Mauerbau verlor die DDR Jahr für Jahr die Bevölkerung einer Großstadt von im Schnitt 250.000 Einwohnern. Insgesamt verließen seit 1949 etwa 3,6 Millionen Menschen – meist über Berlin, wo der Vier-Mächte-Status das gefahrlose Passieren der Sektorengrenzen samt anschließender Flucht in den Westen erlaubte – das Land, nahezu jeder Fünfte. An Beweggründen für diese historisch beispiellose Massenflucht lassen sich nennen:

- der mit Absolutheit auftretende Geltungsanspruch der Staatsideologie, welche die Unterwerfung des Einzelnen unter das kommunistische Weltbild forderte – samt gnadenloser Intoleranz gegenüber anderen Weltanschauungen und Religionen,



JEDER FÜNFT

Jeder Fünfte verließ die Sowjetzone. Broschüre des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen mit 99 Flüchtlingschicksalen



Fluchtversteck im speziell präparierten Motorraum eines PKW

Es geschah an der Mauer, Katalog zur Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft 13. August, Berlin 1992, S. 60

- das Fehlen freier Wahlen sowie die Diktatur einer kleinen, der Sowjetunion hörigen, Funktionärs-Clique,
- das Versagen des Systems der Planwirtschaft mit seiner Bürokratie, Ineffizienz, ständigen Versorgungsmängeln und sehr eingeschränkten Konsummöglichkeiten,
- die Beschneidung jeglicher Entfaltungsmöglichkeiten des Individuums (etwa als Wissenschaftler, Handwerker oder Bauer) samt dem Zwang, sich sowohl am Arbeitsplatz als auch in der Freizeit gesellschaftlich in staatlichen Massenorganisationen betätigen zu müssen,
- die ständige Angst, bei Gehorsamsverweigerung mit dem Staat in ausweglose Konfliktsituationen zu geraten, Repressalien und Bespitzelungen ausgesetzt zu sein,
- die Hoffnung auf ein von all diesen Zwängen freies Leben im anderen Teil Deutschlands.

(Quelle: Jeder Fünfte verließ die Sowjetzone, hg. vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, Bonn 1962)

In den ersten Augusttagen 1961 spitzte sich die Lage dramatisch zu: Täglich verließen über 1000 DDR-Bürger via Berlin ihr Land. Neben der durch das Chruschtschow-Ultimatum seit November 1958 politisch schwelenden Berlin-Krise lagen die Ursachen vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. Seit Anfang der sechziger Jahre hatte die DDR-Führung einsehen müssen, dass die ehrgeizigen Pläne im Zuge des Siebenjahresplans (1958-1965), dem Westen im Versorgungs- und Konsumniveau Paroli bieten zu können („überholen ohne einzuholen“), nicht durchführbar waren. Gleichzeitig kam hinzu, dass die bundesdeutsche Wirtschaft immer mehr in eine Phase der Vollbeschäftigung geriet. Ihr Arbeitsmarkt war leergefegt, umgekehrt der Bedarf an gut ausgebildeten Facharbeitern enorm. Und wo wären



DDR-Karikatur eines „Grenzgängers“, der sich vom „Westbonzen“ bezahlen lässt, aber seine Füße im Osten wärmt.

diese leichter anzuwerben gewesen als in Ost-Berlin? Insofern hatte der von DDR immer wieder erhobene Vorwurf des „Menschenhandels“ und der „Agentenzentralen“ durchaus seinen realen Hintergrund.

7) Aus Flüchtlingsprotokollen von Grenzgängern:

Als „Grenzgänger“ bezeichnete das SED-Regime DDR-Bürger, die den von den Alliierten garantierten Vier-Mächte-Status Berlins nutzten, sich innerhalb seiner Sektorengrenzen frei zu bewegen. „Grenzgänger“ arbeiteten in Westberlin, obwohl sie in Ostberlin wohnten. Dem Regime galten sie als Schmarotzer und Staatsfeinde, welche die sozialen Errungenschaften der DDR wie billige Mieten, medizinische Versorgung, Kinderkrippen etc. in Anspruch nahmen, gleichzeitig aber der DDR ihre Arbeitskraft, die zum Aufbau des Sozialismus gebraucht wurde, entzogen, sich „den Kapitalisten andienten“ und materiell sehr profitierten. Schließlich betrug der Wechselkurs zwischen DM und Ost-Mark 1:4. Mit ihrer Kaufkraft kauften sie die Läden im Osten leer und verschärften so noch die Versorgungskrise.

In Berlin gab es bis zum 13. August 1961 etwa 63.000 Grenzgänger, die täglich vom Ost- in die Westsektoren wechselten, aber auch 12.000, die dies in umgekehrter Richtung taten. Trotz massiver Hetzkampagnen gegen die Grenzgänger vonseiten des Staatssicherheitsdienstes (SSD) wurde die SED des Grenzgänger-Problems nicht Herr.

25 Jahre, verheiratet, 1 Kind, von Beruf Schlosser, Herkunftsort Ost-Berlin:
 „Seit 6. Januar 1960 arbeite ich als Rohrleger in West-Berlin. Im Herbst 1960 wurde ich zum erstenmal von SSD-Leuten aufgesucht, die versuchten, mich als Spitzel zu gewinnen. Ich lehnte aber ab. Das zweitemal kamen sie am 3. 5.

illustrierte historische hefte 19. 13. August 1961,
 Berlin (Ost) 1979

1961 und wollten von meiner Frau wissen, wo ich arbeite. Meine Frau gab aber keine Auskunft. Am 10.5.1961 erschienen wieder zwei Männer vom SSD in meiner Wohnung und wollten mich abermals für Spitzeldienste verpflichten. Ich sollte zwei sozialdemokratische Funktionäre in meinem Hause bespitzeln und beobachten und Berichte liefern. Ich lehnte ab. Am 18. 7.1961 sind wieder zwei SSD-Leute in meiner Wohnung erschienen und forderten mich nunmehr auf, 1. sofort meine Arbeit in West-Berlin aufzugeben und 2. eine Spitzelverpflichtung für den SSD zu unterschreiben.

Wiederum habe ich abgelehnt. Nun sind die gleichen zwei Männer am 1. 8.1961 wieder zu mir in die Wohnung gekommen und verlangten von mir endgültig Angaben über meinen Arbeitsplatz in West-Berlin. Gleichzeitig forderten sie mich auf, mit dem SSD zusammenzuarbeiten. Aus Angst habe ich zugesagt. Nachdem aber die beiden Männer gegangen sind, habe ich mich sofort mit meiner Frau abgesprochen, und wir kamen gemeinsam überein, den Ostsektor sofort zu verlassen, denn so ein unwürdiges Leben wollten wir nicht mehr führen.“

21 Jahre, ledig, Monteur:

„Als Bewohner des Ostsektors von Berlin mußte ich seinerzeit der FDJ beitreten und selbstverständlich auch dem FDGB. Seit März 1960 arbeitete ich bei einer West-Berliner Firma und war mit meinem Los als Grenzgänger zufrieden. Die wiederholten Versuche, mich für die Volkspolizei zu gewinnen, blieben bei mir ohne Erfolg. Seitdem im Juli dieses Jahres der scharfe Kampf der Ost-Berliner Regierung gegen die Grenzgänger begonnen hatte, hatte ich natürlich auch Überlegungen angestellt, mich dem ständigen Bedrängen durch Flucht nach West-Berlin zu entziehen. Ich war aber sehr überrascht, als am Sonntagvormittag, dem 13. August 1961, meine Verlobte mich aufsuchte und mir erklärte, die Volkspolizei und die Nationale Volksarmee seien im Begriff, zusammen mit den Kampfgruppen den Ostsektor völlig von Westberlin abzuriegeln. Nun stand bei mir der Entschluss fest, zumal ich dann bei einer Rundfahrt mit meinem Motorrad sah, wie das schon aussah. Ich fand nirgendwo mehr eine Lücke zum Durchschlüpfen, aber ich sah auch das Schicksal vor mir, das unter dem neuen Arbeitsgesetz dem Arbeiter droht.

Am Nachmittag gegen 17.30 Uhr setzten wir alles auf eine Karte. Wir hielten uns in der Nähe des Nordhafens an dem Kanal auf, der dort die Grenze zwischen dem Ost- und Westsektor bildet, und nach langem Warten kam eine

kurze Zeit, in der die Volkspolizisten mit ihren Bluthunden ein Stück abwärts gegangen waren und auch der zunächst stehende Posten sich in die uns entgegengesetzte Richtung gewandt hatte. In diesem Augenblick ließen wir uns über die glatte Böschung ins Wasser gleiten und waren nach wenigen Stößen auf der anderen Seite. Ich habe mir durch das kalte Bad eine Angina geholt, aber die wird auch wieder weggehen, und darüber freue ich mich, dass wir, meine Braut und ich, es noch geschafft haben, im freien Berlin leben und arbeiten zu können.“

(Quelle: „Der Bau der Mauer durch Berlin“. Die Flucht aus der Sowjetzone und die Sperrmaßnahmen des kommunistischen Regimes vom 13. 8. 1961. Faksimilierter Nachdruck der Denkschrift von 1961 des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen, Bonn 1986)

Für die DDR-Führung war der Mauerbau ein Kraftakt und Wagnis ohne Gleichen. Wie würde die eigene Bevölkerung reagieren, wenn es fortan kein „Schlupfloch“ Berlin mehr gab? Waren Unruhen oder Aufstände zu befürchten? Streiks oder Plünderungen? All dies galt es nach Möglichkeit im Keim zu ersticken. Denn zugleich war Mitte August ja auch die Ernte einzubringen, schon um die sich abzeichnenden Versorgungsengpässe nicht noch mehr zu verschärfen. So wurde bereits im Vorfeld des Mauerbaus dessen Legitimation gezielt von oben betrieben. Da forderten in der ersten Augustwoche plötzlich ganze Betriebe geschlossen von ihrer Regierung durchgreifende „Maßnahmen“ gegen die in Ostberlin operierenden „Menschenhändler“ und „Agentenzentralen“. Noch größere Anstrengungen wurden in den Tagen und Wochen nach dem Mauerbau unternommen, um die Ruhe im Lande sicherzustellen und den Einfluss westlicher Fernsehbilder möglichst klein zu halten. So reisten Propagandisten und Agitatoren in Scharen durchs Land. Sie durchstreiften die Schwimmbäder, die HO-Verkaufsstellen, die Betriebe und Kneipen, um die Menschen zu agitieren. Natürlich war ihre Tätigkeit – nach oben weitergegeben – meist erfolgreich: „In Wiesenna trafen die Agitatoren die Mähdrescherfahrer gegen 16 Uhr bei einer Reparatur an. Die Mähdrescherfahrer diskutierten mit den Agitatoren und gaben ihre Zustimmung zu den Beschlüssen unserer Regierung: Während sie unablässig bei der Diskussion weiter arbeiteten, sagten sie, dass diese Maßnahmen sie zu der Schlussfolgerung veranlassten, ihre Reparatur schnellstens zu beenden, um noch mehr Stunden am heutigen Tage auf dem Felde zu arbeiten.“

Offenbar wussten diese Landarbeiter, was die Agitatoren hören wollten und machten sich daraus vielleicht sogar einen Spaß. Nicht immer waren die Menschen schon

illustrierte historische hefte 19. 13. August, Berlin (Ost) 1979



Aus einer DDR-Propagandabroschüre: Ein Spinnennetz von „Agentenzentralen“ in West-Berlin



Dort, wo die Sektorengrenze längs einer Straße verläuft, werden die angrenzenden Häuser zur Mauer umfunktioniert, d.h. die Fenster zugemauert, die Bewohner zwangsevakuert.

so auf der Linie ihrer Regierung, wie die Agitatoren ebenfalls feststellen konnten. Doch wurden missliebige Meinungen und Handlungsweisen rigide verfolgt, wobei zur Abschreckung und Einschüchterung gern auf das Mittel der öffentlichen Diskreditierung der Betroffenen zurückgegriffen wurde: „Die Rentnerin Knoefel, Torgau, und ihre Tochter wurden wegen Betrug und fortgesetzter Wirtschaftsverbrechen festgenommen. Von der K. wurden unter anderem gehamstert: 150 kg Zucker, 12,5 kg Bohnenkaffee, 84 Gläser Wurst, 42 Gläser Bienenhonig, 9 kg Speck und viele andere Lebensmittel. Die gehamsterten Waren wurden heute in der HO-Verkaufsstelle in Torgau, Scheffelstraße, in beiden Schaufenstern ausgestellt. Von der Bevölkerung gibt es dazu helle Empörung. Es wird strenge Bestrafung gefordert.“

Ob wie in diesem Fall mittels eines Schaufensters als Tribunal, an den Pranger wurden in den Tagen und Wochen nach dem Mauerbau viele gestellt. So bauten sich immer wieder ganze Brigaden vor den Wohnungen und Häusern jener Mitbürger auf, die durch die Ausrichtung ihrer Fernsehantennen auf den Sender Ochsenkopf südlich von Fulda als Westseher auszumachen waren. Von Schmäh- und Spottliedern bis hin zur gewaltsamen Antennendemontage reichte das Repertoire der Maßnahmen. Auch Wandzeitungen in den Betrieben unter dem Titel „Ochsenkopfantennen richtig eingestellt!“ taten das ihrige, so manchen Genossen mürbe zu machen, wenn es dort hieß, nun müsse „für Sauberkeit und Ordnung in den Köpfen aller unserer Bürger“ gesorgt „und mit dem geistigen Grenzgängertum Schluss“ gemacht werden: „Die eifrigsten unter ihnen, die zu den Schaltern des Rias SFB, NWDR und anderen sowie des Westfernsehens griffen, waren in der Vergangenheit: Herbert Schäfer, Werner Miethe, Priefert, Förster vom Kundendienst des IWL und Walter Schröpfer. Trotz überzeugender Worte ihrer Mitarbeiter und Mitbürger nahmen sie keine Lehren an, und nahmen das Gift der Westsender und des Westfernsehens in sich auf. Da schlug der Blitz in ihre ‚Ochsenkopfantennen‘ ein und rückte sie in die richtige Richtung!“

Die Mauer. The Wall. Le Mur. Broschüre der Arbeitsgemeinschaft 1.3. August, Berlin 1964.

8) Kritische Stimmen zum Mauerbau aus Ostberlin

Nichts fürchtete die SED mehr als aufkommende Unruhe in der Bevölkerung aufgrund der „Maßnahmen“ zur Grenzsicherung. Alle funktionswichtigen Stellen wurden mit linientreuen Genossen besetzt. Schließlich wurde jeder noch so kurze Stromausfall als systembedrohend empfunden, da sofort einsetzende Dritte-Weltkriegs-Ängste und Hamsterkäufe die Versorgungslage zusätzlich verschlimmert hätten. Trotz ihrer Angst vor der Staatssicherheit äußerte so mancher DDR-Bürger angesichts des Mauerbaus seine Meinung anfangs recht freimütig – und musste diese Offenheit später teuer mit Gefängnisstrafen bezahlen. Stimmen:

- „Die Partei hat es nicht verstanden, eine richtige Überzeugungsarbeit zu leisten. Deshalb haben auch so viele Bürger die Republik verlassen.“
- „Man sollte sich die elastische Wirtschaftsführung der Kapitalisten zu eigen machen...“
- „Panzer und Stacheldraht sind Zeichen des Krieges und nicht des Friedens.“
- „Abwerbung stimmt nicht, das sind alles Unzufriedene, die rübergehen.“
- „Das Unpopulärste, was geschehen konnte, ist geschehen. Diese Maßnahmen kommen bei 80% der Bevölkerung nicht an!“
- „Die bewaffneten Kräfte stehen mit dem Gesicht nach der verkehrten Seite.“
- „Wohnt Karl Eduard von Schnitzler im Westen? Er fährt einen westlichen Wagen und kann drüben einkaufen. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.“
- „Lieber Känguruh-Fleisch essen als bolschewistisch werden!“
- „Ulbricht hat Angst um seinen Sessel, deshalb fahren Panzer auf und die Sektorengrenzen werden zugemacht.“ (Parteiverfahren!)

In manchen Fällen machten die Parteigenossen vor Ort gleich kurzen Prozess: „Als der Provokateur unverschämte Äußerungen gegen den Genossen Ulbricht machte, schlug Genosse G. zu. Anschließend schalteten sich die Sicherheitsorgane ein.“

(Quelle: Hartmut Mehls: Im Schatten der Mauer. Dokumente. 12. 8. bis 29.9. 1961, Berlin 1990)

Zuweilen jedoch wirkten manche Versuche, die Menschen auf die Linie der SED-Politik zu bringen, in ihrer Schablonenhaftigkeit hilflos, ja grotesk. So notierten die Agitatoren am 29. August 1961: „Ein Schneidermeister aus der Stadt Delitzsch warf die Frage auf: Haben die Kommunisten überhaupt kein Herz? Diese Fragestellung



Aus einer DDR-Propagandabroschüre: Wer hat die Mauer gebaut? Natürlich die Bonner Politiker, mit ihrem Militarismus, Revanchismus, Antikommunismus usw.

brachte er in Zusammenhang mit dem Problem des Reiseverkehrs zwischen der DDR und Westdeutschland. In diesem Falle traten viele Funktionäre und auch Handwerker gegen diese falsche Auffassung auf und überzeugten den Genannten, dass und warum es die Kommunisten sind, die das Herz auf dem rechten Fleck haben.“

Erst spät und sehr zaghaft versuchte die DDR-Führung, in den Westen zu wirken und für die Politik des Mauerbaus zu werben. Solche Argumente vermittelte etwa die 1965 an den Kontrollpunkten verteilte Broschüre „Warum Mauer? Wie lange Mauer?“ Darin heißt es: „Wer stört das Zusammenleben? Etwa die Mauer? Die steht ganz ruhig da. Unruhe und Unsicherheit tragen nur die Leute in die westdeutsche und Westberliner Bevölkerung, die an der Staatsgrenze der DDR nach wie vor mit dem Feuer spielen und um jeden Preis Störenfried sein wollen.“ Unter der Überschrift „Wie lange Mauer?“ wird dem westlichen Leser erklärt: „Mit der Staatsgrenze um Westberlin müssen Sie so lange rechnen, bis die Friedenskräfte in Westdeutschland den deutschen Imperialismus überwunden haben.“

Agitation und Propaganda. Schriftenreihe Innere Führung, Reihe Psychologische Waffen, Heft 3, 1963, S. 29

9) Die Mauer, ein „Bauwerk des Friedens“?

Bereits in seiner Pressekonferenz in Ostberlin am 15. Juni 1961 hatte Walter Ulbricht das Wort „Mauer“ in den Mund genommen. Den Satz „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten!“ wurde er nicht mehr los; er stempelte ihn



DDR-Propagandabroschüre von 1965. Ulbricht-Zitate preisen die Mauer als „Friedensbauwerk“, ebenso werden Bilder toter Grenzsoldaten als Opfer „gedungener westberliner Meuchelmörder“ gezeigt.

bald schon als Lügner. Fatal für Ulbricht war, dass es selbst es gewesen war, der diesen Vorstellungskomplex ja erst ins Bewusstsein der Weltöffentlichkeit gerufen hatte.

Wollte das SED-Regime mit seiner Propaganda in die Westen wirken, musste es fortan zwangsläufig dieses Wort benutzen und von seiner eigenen Sprachregelung, die stets nur „Maßnahmen“ kannte, abweichen (selbst in Ulbrichts geheimem Einsatzbefehl zur Grenzsicherung vom 13. August 1961, 1.00 Uhr war dreimal von „Maßnahmen“, aber nie von Mauer die Rede).

So erklärt sich auch der Titel der Propagandaschrift „Warum Mauer – wie lange Mauer?“, die Besuchern aus der Bundesrepublik und Westberlin überreicht wurde. Walter Ulbricht legt darin auseinander, warum sich die DDR im Interesse des Weltfriedens zur Errichtung dieses ‚Friedensbauwerks‘ gezwungen sah: „Die Maßnahmen des 13. August haben Europa und der Welt den Frieden erhalten. Denken Sie daran, wenn man Ihnen immer wieder einreden will: ‚Die Mauer muss weg.‘ Sie hat auch Ihnen das Leben gerettet!“

Erstaunlicherweise gelang es der SED, großen Teilen der eigenen Bevölkerung die Mauer als „antifaschistischen Schutzwall“ zu verkaufen. Es herrschte bei vielen DDR-Bürgern bis in die achtziger Jahre die Überzeugung, dass, wenn am 13. August 1961 nicht gehandelt worden wäre, am 14. ein Atomkrieg ausgebrochen wäre. Erst dann, wenn sich einer von ihnen der Mauer direkt gegenüber sah, kam ein Bewusstseinsprozess in Gang: „Ich war sehr überzeugt von allem, was sie uns in Staatsbürgerkunde erzählt hatten. Dass die Mauer für die Verteidigung da ist und dass die Westdeutschen uns überfallen wollten... Als ich zur Grenze gezogen wurde, hab ich mir zum ersten Mal den ganzen Aufbau der

Mauer angesehen. Die haben immer gesagt: antifaschistischer Schutzwall. Aber die Sache war verkehrt herum gebaut. Die war so gebaut, dass von unserer Seite praktisch keiner rüber konnte. Aber von drüben hätte alles rüberrollen können, was sie so hatten.“

(Quelle: zit. nach Leo Schmidt (Hg.): Die Berliner Mauer. Vom Sperrwall zum Denkmal, Berlin 2009, S. 68)

Wie wir heute wissen, haben „die Friedenskräfte“ gewonnen und die Mauer 1989 überwunden – allerdings von der anderen Seite aus. Einer aber verlor: Conrad Schumann, der einstige Mauerheld, wurde vermutlich zu ihrem letztem Opfer bzw. ein Opfer der Propaganda, die mit ihm als namenlosem Helden in der gesamten westlichen Welt jahrzehntelang getrieben wurde. Als Facharbeiter in einem Automobilwerk lebte er nach seiner Flucht in Ingolstadt immer in Angst vor möglichen Racheakten der Staatssicherheit, selbst noch Jahre nach der Wiedervereinigung. 37 Jahre später holte ihn sein „Sprung in Freiheit“ ein. 1998 erhängte er sich in seinem Garten.

10) Zahlen und Fakten zur Mauer

Die entstehende Mauer, als bauwirtschaftliche Investition betrachtet, verschlang 1961 an Materialwert die gesamte Jahresproduktion der DDR-Wohnbauindustrie. Angesichts der Mangelsituation der DDR-Volkswirtschaft lag Walter Ulbricht vor der geplanten Aktion am 24. Juli 1961 eine Liste vor, in welcher ein Fehlbestand von 330 to Stacheldraht, 31,9 to Maschendraht, 1,7 to Bindedraht, 1,1 to Krampen, 95 Festmetern Holz sowie 2100 Betonsäulen beklagt wurde. Größere Mengen an Stacheldraht wurden aus der Bundesrepublik beschafft.

Die Grenzsicherung allein um Westberlin musste auf einer Strecke von insgesamt 156,4 km erfolgen (davon 43,7 km zwischen den drei Westsektoren und Ostberlin). Hier, wo die eigentliche Mauer errichtet wurde, hatte dieselbe aber nur eine Länge von gut 20 km, da die Grenze teilweise durch Gewässer oder Straßenfluchten verlief; in diesen Fällen wurden die westlichen Fassaden der Häuser zur Mauer umfunktioniert, indem deren Fenster einfach zugemauert, die Bewohner zwangsevakuiert wurden.

Im Laufe ihrer 28-jährigen Geschichte wurde die Mauer immer mehr perfektioniert – und durch Sperrgräben, Hundelaufanlagen, Beobachtungstürme, Siche-

Wolfdietrich Schnurre: Die Mauer des 13. August, Berlin 1962, S. 56



Kommentar von Wolfdietrich Schnurre: „Um vor einem Überfall der Bundesrepublik sicher zu sein, sagt Ulbricht, habe er die Steine geschichtet. Hier blickt die erfolgreich abgewehrte Streitmacht nun also über die Mauer.“

Wolfdietrich Schnurre: Eine Stadt wird geteilt, Berlin 1962, S. 58



Selbst nach Fertigstellung wirkt die Mauer der „ersten Generation“ im Frühjahr 1962 wie ein Provisorium und keineswegs unüberwindbar.

Heinz J. Kuzdas: Berliner Mauer Kunst, Berlin 1990, S. 43



Der Künstler Keith Haring bei der Arbeit an der Mauer der 4. Generation 1986, der „längsten Leinwand der Welt“ (Rainer Hildebrandt)

rungsmauern im Hinterland usw. ergänzt. Die zunächst nur mit Hohlblocksteinen notdürftig aufgeschichtete erste Mauer wurde bald durch eine modernere Betonplattenmauer ersetzt, ab 1975 schließlich durch die bis zum Ende der DDR bestehende Mauer der sogenannten 4. Generation, die bei einer Höhe von 3,60 m von einer unübersteigbaren Betonröhre gekrönt wurde. In den achtziger Jahren wurde diese Mauer auf der Westseite als „Riesenleinwand“ für Kunstaktionen genutzt und immer wieder be- und übermalt. Ihre Ostseite dagegen, im Sperrgebiet liegend, war bis vor kurzem eine terra incognita; mittlerweile sind über 1000 von DDR-Grenztruppen angefertigte Fotos aufgetaucht, die erstmals einen Eindruck von ihrer Schattenseite vermitteln.

Ein km „Grenzmauer 75“ kostete in den 80er Jahren ca. 640.000 DDR-Mark, hinzu kamen weitere Kosten für Beobachtungstürme (allein in Berlin 186 Stück für jeweils 65.000 DDR-Mark), Hundelaufanlagen, Grenzsignalzäune etc.

Die gigantischen Bau-, Unterhalts- und Personalkosten für die 1381 km lange innerdeutsche sowie die 156 km lange Grenze um und durch Berlin haben zum Staatsbankrott der DDR 1989 erheblich beigetragen.

(Quelle: Hans Hermann Hertle: Die Berliner Mauer/The Berlin Wall. Monument des Kalten Krieges, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009)